



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 25. September 2022, 08.40 Uhr

Gebot vor Augen  
Im Anfang war auch das Bild  
Von Johann Hinrich Claussen

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Niemals zuvor in der Menschheitsgeschichte hat es so viele Bilder gegeben, haben Menschen so unendlich viele Bildwerke hergestellt, verbreitet und mit ihnen kommuniziert. Man mag das inzwischen für normal halten – der Mensch gewöhnt sich schnell an epochale Umbrüche –, doch wer zurückblickt, muss gerade schockiert feststellen, wie wenige Bilder Menschen früher vor Augen und in Gebrauch hatten. Auch deshalb waren die christlichen Kirchen so bedeutsam, weil es in ihnen für alle etwas zu sehen gab: Altäre mit ihren Bildgeschichten, Skulpturen von göttlichen oder zumindest heiligen Gestalten, Fenster mit ihren Farb- und Lichtwundern. Kirchen waren früher, in visuell ärmeren Epochen, nicht zuletzt Bildmächte. Zugleich aber war in ihnen stets umstritten, welche Bedeutung Bilder haben sollten, welche Kraft ihnen zuzuerkennen sei und wo man ihnen entgegentreten müsse. Bildproduktion und Bildkritik bildeten in der Geschichte des Christentums eine untrennbare Einheit. Deshalb ist eine Erinnerung daran, wie alles begann, nicht nur für das Verständnis des Christentums wichtig. Sie mag auch für das Nachdenken über die eigene, spätmoderne Gegenwart hilfreich sein, die mit einer unvergleichlichen Bilderseligkeit gesegnet und zugleich geplagt ist.

Doch über die Ursprünge der jüdischen und damit auch der christlichen Bildgeschichte werden zwei Geschichten erzählt. Die erste und bekanntere findet sich in der Hebräischen Bibel.

Die biblische Geschichte geht, abgekürzt, in etwa so: Der Prophet Mose hatte das Volk Israel aus der ägyptischen Sklaverei in die gefährliche Freiheit der Wüste geführt. Als sie an den heiligen Berg Sinai gelangt waren, ließ Mose die Israeliten ein Lager aufschlagen und ging allein hinauf. In der Höhe, mitten in einer Feuerwolke, gab Gott ihm ein Grundgesetz für den Bund, den er mit diesem Volk schließen wollte. Die zehn wichtigsten Gebote meißelte Mose auf zwei Steintafeln. „Du sollst keine anderen Götter haben“, lautete das erste und das zweite: „Du sollst dir kein Gottesbild machen“. Sehr lange war Mose auf dem Vulkan Gottes. Die Israeliten wurden unruhig. Ohne ihren Propheten fühlten sie sich verlassen. Deshalb bedrängten sie seinen Bruder, den Priester Aaron, dass er ihnen einen Ersatz verschaffe. Der ließ alles Gold sammeln, das die Israeliten besaßen und schuf daraus das Standbild eines Jungstiers. Alle jubelten, denn nun hatten sie ein Bild heiliger Stärke vor Augen. Das würde ihnen Kraft für den weiten Weg durch die Wüste und in das Land geben, das Gott ihnen versprochen hatte. Doch da kehrte Mose von seiner Gottesbegegnung zurück. Als er sah, wie das Volk um den goldenen Jungstier tanzte, erfasste ihn blinde Wut. Er warf die Steintafeln zu Boden, so dass sie zu Bruch gingen. Danach zerstörte er das gottlose Bild. Das Grundgesetz Gottes war gebrochen, bevor es überhaupt in Geltung gesetzt worden war. Dennoch, an ihm sollte sich von nun an das Schicksal Israels entscheiden. Immer wenn Israel fremden Göttern folgte und deren Bilder anbetete, sollte ein Verhängnis über es kommen. Nur wenn es dem einen, unsichtbaren, nicht darstellbaren Gott treu blieb, konnte es auf Rettung hoffen. Alles hing am Verbot von Götterbildern.

Ein anderes Bild gewinnt man, wenn man sich die Geschichte der archäologischen Forschungen in Palästina erzählen lässt. Es handelt sich zumeist um religiöse Kleinkunst: Figuren von Frauen, Männern, Tieren oder Mischwesen, Bilder von Sonne, Mond und Sternen, Bäumen und Zweigen. Alle zusammen bezeugen eindeutig: Auch in Israel gab es Bilder. Das beweist ungewollt auch das Bilderverbot: Untersagt werden

kann nur etwas, das üblich ist. Inzwischen kann dies der interessierte Laie auch in der zweiten Geschichte nachlesen. Zum Beispiel in dem großen Nachschlagewerk „Die Ikonographie Palästinas/Israels und der Alte Orient. Eine Religionsgeschichte in Bildern“ der katholischen Theologin Silvia Schroer oder in dem vor zwei Jahren erschienenen Buch „Die Religionen Israels/Palästinas in der Eisenzeit“ des evangelischen Theologen Rüdiger Schmitt.

Israel war über lange Zeit ein Volk wie alle anderen. Das sollte sich erst grundsätzlich ändern, als zunächst das Nordreich Israel und dann das Südreich Juda von mächtigen Feinden unterworfen, zerstört und die Oberschicht verschleppt wurde. Vor diesen beiden Traumata – und noch lange danach – aber wurden in Israel wie selbstverständlich Götterbilder geschaffen und verehrt. Etwas anderes wäre nicht denkbar gewesen. Das heilige Buch war ja noch nicht geschrieben. Dafür gab es noch den einen Tempel in Jerusalem und die vielen Heiligtümer überall im Land, die jeweils für ihren Kult Bilder des Göttlichen benötigten.

Die Forschung unterscheidet drei Ebenen. Da ist zunächst die „nationale“ Ebene mit den Tempeln der Könige im Nord- und Südreich. Diese müssen größere Sakralbauten gewesen sein. Mit was für Bilderwerken sie ausgestattet waren, lässt sich nicht mehr bestimmen. Gerade sie waren ja Zielobjekte der ägyptischen, assyrischen und babylonischen Aggressoren und wurden von diesen vollständig zerstört. Etwas besser sieht es für die zweite, die regionale Ebene aus. Als man Heiligtümer von lokaler Bedeutung ausgrub, fand man viele Darstellungen des Göttlichen. Das meiste davon folgte den Grundmodellen einer damals gebräuchlichen, sozusagen internationalen Bildsprache. Die dritte Ebene bildet die Familienreligion. Es wurde ja nicht nur in Tempeln und an heiligen Orten in der Natur gebetet, sondern auch zu Hause: um Schutz und Segen, Fruchtbarkeit der Frauen und Gesundheit der Kinder, gute Ernten und Heilung bei Krankheit. Auch in der Großfamilie wurden die Feste des Jahres begangen. Hier wurde der Ahnen gedacht.

Die gefundenen Bilder stellen verschiedene Götter nicht direkt, sondern symbolisch vor: El, Baal, JHWH, auch Göttinnen wie Anat und Astarte oder dämonenartige Halbwesen. Diese wurden häufig durch Tiere repräsentiert, die jeweils bestimmte Eigenschaften sichtbar machten: der Löwe als Bezwinger der Feinde und Garant der königlichen Ordnung oder die Schlange als Trägerin der Weisheit. Für den JHWH-Kult besaß der Stier eine zentrale Bedeutung. JHWH scheint ursprünglich ein lokal verehrter Wettergott gewesen zu sein, der sich dann aber zum Hauptgott Israels entwickeln sollte. Als seine hervorstechende Eigenschaft galt eine überwältigende Stärke. Sie ließ sich am besten durch das Bild eines vitalen, kraftstrotzenden, fruchtbaren Jungstiers vorstellig machen.

Der bedeutendste Fund der vergangenen Jahrzehnte ist deshalb eine Bronzefigur, die einen Jungstier darstellt. Ausgegraben wurde sie 1978 auf einem Hügel im samaritanischen Bergland, östlich des Dothan-Tals. Dort hatte es ein Freilichtheiligtum gegeben. Die Stierfigur ist nur 18 cm lang und 12 cm hoch. Sie stellt ein junges, männliches Buckelrind dar.

Die Forschung ist sich darüber einig, dass diese Figur einen überaus vitalen Gott repräsentiert, der von seinen Verehrern um Kraft und Fruchtbarkeit gebeten wurde. Neben dieser und anderen männlichen Figuren hat man – wenn auch wenige – Darstellungen weiblicher Gestalten gefunden. Wie man sie nun männlichen Gottheiten

wie El oder Baal genau zuordnet und ob man zum Beispiel Aschera als die „Frau JHWHs“ bezeichnen darf, wird sich nie ganz klären lassen. Unleugbar aber ist, dass es sich hier keineswegs um „Fremdgöttinnen“ handelt. Auch wenn man später, nach der Zerstörung Jerusalems, nichts mehr von ihnen wissen wollte, gehörten sie doch ursprünglich und über sehr lange Zeit zum Kernbestand des israelitischen/palästinischen „Himmels“ und wurden hingebungsvoll verehrt. Außer solchen Göttinnen und Göttern hat man deutlich mehr Bilder von Misch- und Zwischenwesen ausgegraben: Kerubim, Dämonen, Sphinxen, geflügelte Schlangen. Man nimmt an, dass sie als Nothelfer und Glücksbringer genutzt wurden, die vor bösen Mächten und Schicksalsschlägen schützen sollten.

Überschaut man die archäologischen Funde, fällt eine große Vielfalt auf – inhaltlich, aber auch in den Gestaltungen und Materialien. Es gibt Skulpturen, Reliefs, Stelen, Siegel, Amulette, Talismane, Gemen, Grab- und Votivgaben aus Metall, Keramik, Stein, Elfenbein und, wenn auch selten erhalten, aus Holz und Textilien. Bilder konnten dem allgemeinen Kult dienen bei Gebeten, Opferungen, Weihehandlungen oder Prozessionen. Für die familiäre und persönliche Frömmigkeit wurden sie genutzt, um Böses abzuwehren, Segen zu spenden, Dank zu sagen, in die Zukunft zu schauen oder die Ahnen zu vergegenwärtigen. Einige hatten auch administrative und rechtliche Funktionen, zum Beispiel die Siegel, die man mit einer Kette am Hals oder Handgelenk trug und mit denen man Briefe und Verträge beglaubigte. Monumentale und kostbare Bilder besaßen auch eine politische und soziale Bedeutung. Sie waren Machtzeichen, die einen Herrschaftsanspruch markierten, oder Statussymbole, die Ansehen und Wohlstand ausstellten. Andererseits wird man annehmen dürfen, dass gerade die kleinen, bescheidenen Bilder, die der persönlichen Frömmigkeit dienten, für ihre Eigentümer einen hohen emotionalen Wert besaßen, waren sie ihnen doch belebte, beseelte Lebensbegleiter.

Gern wüsste man mehr darüber, wer sie hergestellt hat. Waren es gewöhnliche Handwerker oder auch ausgewählte Künstler? Gab es Voraussetzungen, brauchte es bestimmte Weihen oder die Zugehörigkeit zu einer Art Zunft, um solche Bilder herstellen zu dürfen. Man weiß, dass die Siegelschneider einen eigenen Berufsstand bildeten, aber all die anderen? Haben auch Frauen Götterbilder geschaffen? Und wie wurden die inhaltlichen und bildlichen Traditionen gebildet und weitergegeben? Deutlich ist aber, dass die israelitische/palästinische Bilderwelt Teil eines größeren Kosmos war. Einflüsse der wechselnden Großmächte – Ägypten, Assur, Babylon, später Persien – oder der Nachbarvölker – der Phönizier, Hethiter, Edomiter, Moabiter – sind überall nachweisbar. Denn das Heilige Land war zu keiner Zeit eine Insel. Eroberung, Vertreibung, Einwanderung, Handel und damit unablässiger Religions- und Kulturaustausch, zu dem grenzübergreifender Im- und Export von Bildern gehörte, waren die Normalität.

Doch als sich im 6. Jahrhundert, nach der Zerstörung Jerusalems, im Exil langsam aus dem Alten Israel das Judentum zu entwickeln begann, wurde eine bis dahin menschheitsgeschichtlich einmalige Kritik an Gottesbildern laut. Sie hängt zusammen mit dem traumatischen Verlust von Tempel, Königtum und Heimatland, vor allem aber mit dem sich herausbildenden Glauben an den einen Gott der ganzen Welt, der von menschlichen Händen nicht abgebildet werden kann. Der erste konsequente Botschafter dieses neuen Glaubens war ein namenloser Prophet, dessen Verse sich im

Jesaja-Buch finden, weshalb man ihn Deuterjesaja nennt. Indem er fern der verlorenen Heimat den alten Bilderkult für ungültig erklärte, wurde er zum ersten Kunstkritiker der Weltgeschichte:

„Die Bildermacher sind nichts wert. Woran sie ihr Herz hängen, ist zu nichts nütze. Es sind nur Menschen, die Götterbilder anfertigen. Der Zimmermann schlägt Zedern, nimmt Kiefern und Eichen. Er hat Fichten gepflanzt, der Regen ließ sie wachsen. Das gibt den Leuten Brennholz. Davon nimmt er, zündet ein Stück Holz an, wärmt sich daran oder backt Brot damit. Aus genau demselben Holz macht er sich auch einen Gott und betet ihn dann an. Die eine Hälfte verbrennt er im Feuer, brät Fleisch darauf, isst vom Braten, wärmt sich und spricht: ‚Ah! Ich bin satt und warm geworden, ich spüre das Feuer.‘ Und die andere Hälfte macht er zu seinem Gottesbild, kniet davor nieder und betet: ‚Errette mich, denn du bist mein Gott!‘“

Dies ist eine unerhörte Entzauberung aller Götterbilder. Man könnte auch von einem polemischen Verriss sprechen. Ganz fair ist er nicht, denn den meisten antiken Bilderherstellern und -verehrn wird durchaus bewusst gewesen sein, dass ihre Skulpturen, Reliefs oder Amulette keineswegs mit den durch sie symbolisch repräsentierten Gottheiten identisch waren. Dennoch hat Deuterjesaja ein theologisches Recht auf seiner Seite: Ein konsequenter Monotheismus ist mit der kultischen Verehrung einzelner Bildwerke nicht vereinbar. Er braucht eine andere Ausdrucksform und Ausrichtung – und sollte sie schließlich in einem heiligen Buch finden. Dieses ersetzte die religiösen Kreationen der bildenden Kunst, schuf statt ihrer Sprachbilder Gottes und wurde so zur Grundlage einer neuen Gemeinschaft, nämlich des biblischen Judentums. Lange handelte es sich dabei um eine kleine Avantgarde von Schriftgelehrten, die kaum Einfluss auf die immer noch bilderreiche Volksfrömmigkeit der Mehrheit hatte. Doch als in den ersten beiden Jahrhunderten nach Christus das Rabbinentum zur bestimmenden Gestalt des Judentums wurde, war das Bilderverbot durchgesetzt – mit weitreichenden Folgen auch für das Christentum, den Islam und sogar die spätere säkulare Kunstgeschichte.

Der religiöse Sinn des Bilderverbots besteht in einer tiefen Ehrfurcht vor der Überweltlichkeit des Ewigen und damit in einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber allen Versuchen, Gott zu verbildlichen und zu verdinglichen. Menschen können gar nicht anders, als ihren Glauben in Bilder zu fassen, und müssen diese Bilder doch immer wieder zerbrechen, damit diese nicht an die Stelle des Geglaubten treten. Dadurch kann das Bilderverbot eine befreiende, machtkritische Wirkung entfalten. Denn feste Gottesbilder sind in der Gefahr, Instrumente menschlicher – politischer, religiöser, sozialer, wirtschaftlicher – Herrschaft zu werden. Das Bilderverbot besitzt aber auch einen ästhetischen Sinn. Es ist nicht allein darauf angelegt, menschliche Kreativität zu hemmen, sondern kann diese auch befördern. Indem es althergebrachte Bilder und Bildproduktionen durchstreicht, nötigt es zu erfinderischen Umwegen und neuen ästhetischen Schöpfungen. Trotz seiner epochalen Bedeutung sollte man allerdings nicht den Fehler begehen, das Bilderverbot der Bibel und die Bilderkritik der Theologen für das Ganze zu nehmen. In allen monotheistischen Religionen hat das Bedürfnis der Gläubigen nach sinnlicher Veranschaulichung Wege und Mittel gefunden, sich Ausdruck zu verschaffen. Deshalb wird eine unauflöslche Spannung zwischen Bilderschöpfung und Bilder-verbot, zwischen bildseliger Volksfrömmigkeit

und bildkritischer Intellektuellentheologie auch die Geschichte der christlichen Kunst durchziehen.

Schaut man von dieser fernen Geschichte zurück auf die Gegenwart, stellt sich die Frage nur umso dringlicher, wie eine unbefangene und kreative Freude an Bildern sich verbinden lässt mit der Kritik an allzu vielen, übermächtigen und manipulativen Bildern. Auch dies dürfte eine der großen Zukunftsfragen der Menschheit sein. Vor allem aber schärft der Blick auf die alte Bildergeschichte des Glaubens den Sinn für die Glaubenskrise heute. Diese dürfte nämlich auch dadurch ausgelöst worden sein, dass es modernen Menschen deutlich schwerer fällt, sich ein eigenes Bild von Gott zu machen – besser gesagt: zu malen. Das hat natürlich seinen Grund im Siegeszug des religionskritischen Denkens – in der Gesellschaft, aber auch in den Kirchen. Aber es steckt noch etwas anderes darin, nämlich ein Defizit an ästhetischer Phantasie, an imaginativen Mut, an einer unbekümmerten Gestaltungsfreude. Deutlich zeigt dies der moderne Kirchbau. Nicht nur evangelische, sondern gerade auch katholische Kirchen, die nach – sagen wir – 1914 gebaut wurden, enthalten vergleichsweise wenige Bildwerke. Stattdessen versuchen sie sich vor allem an abstrakten Darstellungen des Absoluten, zum Beispiel durch hohe weiße Wände oder kunstvolle Inszenierungen von Licht. Das ist oft ästhetisch eindrucksvoll und theologisch überzeugend. Aber dass da etwas fehlt, kann einem deutlich werden, wenn man sich an die allerersten Bildwerke des Göttlichen erinnert, die im Alten Israel geschaffen wurden.

\* \* \*

Zum Autor:

Dr. theol. Johann Hinrich Claussen, seit Februar 2016 Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland, vorher Hauptpastor St. Nikolai Hamburg